



Johannes Albendorf

Die  
Grausamkeit  
der Katzen

Von der Schwester  
der Manns

Roman  
AAVA  
VERLAG

Johannes Albendorf

# **Die Grausamkeit der Katzen**

Von der Schwester der Manns

Roman

LESEPROBE

© 2018 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Fashion portrait of beautiful woman in a long pink dress

© lostproject / Fotolia Datei: #11639569

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2538-7

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2539-4

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2540-0

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2541-7

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

**AAVAA**  
VERLAG

**Für Nicole,  
die gestutzte Flügel  
nachwachsen lassen kann**

*Was heut müde gehet unter,  
Hebt sich morgen neugeboren.  
Manches bleibt in Nacht verloren -  
Hüte dich, bleib wach und munter!*

**Joseph von Eichendorff**

## Polling, Juli 1910

Mein Vater existierte nur noch auf schwarz-weißen Photographien hinter milchigem Glas. Als ich noch jung war habe ich diese Bilder heimlich von der Wand genommen, sie lange in meinen Händen gehalten und versucht, in die Schatten seiner strengen Augen zu tauchen, ihre Tiefen zu ertasten. Damals war ich dort harrender Schätze gewiss, die zu finden nur ich in der Lage war, ich, seine jüngste Tochter.

Ich hinterließ Fingerabdrücke auf glänzendem Holz und niemand verlor darüber ein Wort. Ich wunderte mich nicht, dass mein Vater auf allen Bildern dieselbe Haltung einnahm, sein Kinn zurückpresste – und schwieg.

Nach seinem Tod konnte nichts mehr meine Mutter in Lübeck halten, auch das blaue Meer vor Travemünde vermochte die mit Kaufmannslust gepaarte protestantische Enge unserer Heimatstadt in keinster Weise frei zu spülen, nein, meine Mutter zog es nach München, in den Süden, nach Schwabing - eine gehobene Wohngegend zwar, dennoch vibrierend vor lauter Kunst und Geist. Aus allen Ecken des Deutschen Reiches, ja, aus ganz Europa kamen Künstler und Philosophen nach München; lang schlummernde Triebe jedweder Kunstrichtung vermochten dort aufzuplatzen und in nie gekannter Vielfalt zu erblühen.

Meine Mutter hatte all das auf früheren Reisen nach München bereits erahnen dürfen und die Sehnsucht nach solch einem Leben hatte sie all die Jahre in Lübeck nicht mehr losgelassen.

Wir lebten uns gut ein in Schwabing, verleugneten spöttisch lächelnd unser gehobenes

Bürgertum, dachten aber überhaupt nicht daran, es konsequent abzulegen.

Wir waren so eigentümlich kalt, wir sprachen nicht mehr von unserem Vater. Es war, als hätte es ihn nie gegeben. Nur seine Photographien hingen immer noch in unserem Münchener Salon, ein verblässender Geist in schwarzweiß, bedroht von wuchtigem Deckenstück, geblendet von lübischen Kandelabern, golden und verschnörkelt.

Je älter ich wurde, desto seltener sollte ich die Photographien von der Wand nehmen.

Wir sind vier Geschwister. Eigentlich sind wir zu fünft, doch der jüngste Bruder, Vicko gerufen, ist neun Jahre jünger als ich und auf seine bescheidene und ursprüngliche Weise zwar durchaus reizend, hat aber noch nie viel hergegeben.

Von uns vier älteren Geschwistern also gibt es eine Photographie aus Kindheitstagen, die lange neben den Bildern meines Vaters ge-



hängen hat: Mein ältester Bruder und ich bilden eine Einheit auf der rechten Seite der Photographie, als einzige darf ich ihn Hinz nennen. Er hält mich in den Armen, lehnt sich sitzend zu mir, schirmt uns so von meinem zweiten Bruder Thos und meiner Schwester Lula ab – und er und ich, wir beide strahlen. Er aus Liebe zu mir und ich aus Vertrauen zu ihm.

Damals war mein Haar noch blond.

Erfüllt von dem Bedürfnis Prinz zu sein, steht Thos aufrecht hinter uns. Er sieht verkleidet aus in seiner Uniform und die Mütze ist ihm zu groß. Lula sitzt am linken Bildrand zu Thos' Füßen und hält ein mädchenhaftes Körbchen mit ihrer kleinen Faust umklammert, krampfhaft.

Sie lächelt nicht.

In München lebten Hinz und Thos schon nicht mehr bei uns. Wie es sich für einen jungen Mann gehört, bewohnte Thos wechselnde Zimmer in der Stadt ... gab es für ihn doch

allerlei zu entdecken und mit sich selbst auszumachen. Er erschien nur zu den Mahlzeiten oder abendlichen Zusammenkünften in unserem Salon.

Hinz dagegen reiste ruhelos durch die Welt, schrieb Romane und gelegentlich lange Briefe an mich. In dieser Zeit wurden sie zu meiner wichtigsten geistigen Nahrung. Wie sehr wollte ich ihm nacheifern, in denselben Kreisen wie er verkehren, dieselben Städte sehen und in ferne Länder reisen, alle Eindrücke durch das Auge meiner Kunst filtern und wie er nur für die Kunst leben!

Unser ganzes Leben war von Kunst durchtränkt, die Kunst war uns heilig, eine Art von Religion, nur um das Diesseits kreisend: Literatur überall, die herrlichen Münchener Theater und Museen, natürlich die Oper und nicht zuletzt der Gesang und das Klavierspiel meiner Mutter. Nahezu jeden Abend setzte sie sich an den Flügel im Salon und sang ihre melancholischen Lieder. Silbrig dünn und

fein war ihre Stimme, doch der kernige Hauch in ihrem Timbre entsprang ungestillter Sehnsucht und kam direkt aus ihrem Herzen. Nur durch die Kunst des Gesangs war sie, die sonst so sprachlos, in der Lage, sich zu offenbaren, mit jedem Ton ein eigenes, kleines Universum zum Schwingen zu bringen, nachhallende Weiten zu eröffnen. All ihre Klanguniversen strebten danach, zu einem einzigen Ton zu verschmelzen, den wir nicht ergründen wollten, den außer ihr selbst wohl niemand zu verstehen in der Lage war.

Meine Mutter liebte den Mond. Oft saß sie am Fenster, sah hinaus und sagte zu allen und zu niemandem: „Am liebsten ginge ich noch spazieren...“

Sie tat es nie.

Obwohl sie sich damals schon stark ihrem fünfzigsten Geburtstag näherte, schimmerten ihre Augen immer noch ausdrucksvoll und groß und in ihrer Haltung lag eine gewisse Erhabenheit, wie ich ungern zugeben muss.

Denn diese Erhabenheit verlor sich bei uniformiertem Herrenbesuch allzu flink in profanem Geschwätz und geziertem Gekicher, wovon meine Schwester Lula und ich wenig angetan waren - galten doch zumindest einige der Herrenbesuche eigentlich uns. Voller Pein verstummten wir angesichts meiner koketten Mutter, deren Fächer nicht aufhören wollte, aufgeregt zu wedeln oder spielerisch schockiert vor ihren girrenden Mund gepresst zu werden. Sie, die Senatorenwitwe, konnte es nicht ertragen, von ihren Töchtern in den Schatten gedrängt zu werden.

Ich schämte mich für sie, Lula noch viel mehr.

Jeder in unserer Familie schrieb, außer Vicko: Meine Mutter, meine älteren Brüder, meine Schwester – und ich. Ja, auch wir beiden Mädchen schrieben in einem Maße, welches über die betulich-gezierten Gewohnheiten höherer Töchter weit hinausging. Ich schrieb Novellen, tastete ehrgeizig nach meinem ei-

genen, skurrilen Stil, trachtete danach, mich von den Sentimentalitäten meiner Mutter und den kunstgewollten Büchern meiner bereits erfolgreichen Brüder ganz und gar abzugrenzen. So wie Hinz und Thos hatten auch Lula und ich hochfliegende Pläne und Visionen, Lula verfasste Lyrik. Gehemmt wurden wir eines Tages ohne besondere Vorwarnung durch unsere Mutter: „Für die Welt werden eure Brüder schon genügend Schönes veröffentlichen!“ - ein Satz, den Klein-Vicko zeitlebens wiederholen sollte. Ich nehme ihm das immer noch übel und werde ihn in diesen Aufzeichnungen nur sporadisch erwähnen.

Unsere Ambitionen, die ebenso wie die der Brüder durch unseren familiären Hintergrund in Lübeck und durch die künstlerische Atmosphäre in unserem Münchener Haushalt genährt wurden – gleichwohl alles fein von bürgerlichen Schranken und materieller Sicherheit umgeben – also, die Ambitionen von Lula und mir konnten nach Ansicht un-

serer Mutter und der ganzen Welt nicht den gleichen Anspruch auf Respekt erheben wie die literarischen Versuche meiner Brüder. Meine nur zu ihrem eigenen Vergnügen und Erbauen schreibende Mutter erwartete von uns, es ihr gleichzutun und so ließen Lula und ich unsere selbstverfassten Werke in untersten Schubladen verschwinden.

Wir Schwestern waren wohl beide noch zu wenig gefestigt, um gegen diesen mütterlichen Bann anzuschreiben, höhere Töchter taten so etwas nicht. Obwohl es sich falsch anfühlte, glaubten Lula und ich nicht mehr daran, eine literarische Berechtigung zu haben. So legten wir unsere Federn nieder, denn wenn man etwas zu Papier bringt, will man auch gelesen werden.

In meinem Kopf haben sich seitdem Unmengen von ungeschriebenen Romanen angesammelt.

Was für einen Sinn haben dann diese Aufzeichnungen, welche ich heute, am 26. Juli

1910, beginne? Erwartet man von einem Menschen, der an seinem Lebensende Rückschau hält, nicht einen klaren und gereiften Blick auf Vergangenes, damit einhergehend allerlei Einsichten, geschlossenen Frieden und vielleicht eine ungefähre Erwartung all dessen, was da kommen mag?

Nichts von alledem trifft auf mich zu. Und schließlich, was hat schon Sinn?

Mein Tod streift auf samtene Pfoten um mich herum. Seit vielen Monaten, ja, Jahren habe ich ihn gefühlt, zuweilen bin ich seiner Anwesenheit gewisser gewesen als in anderen Lebenssituationen. Ich meinte allerdings, dass ich dann, sollte er konkret beginnen in mich einzudringen, nichts mehr fühlen, nichts mehr wünschen, mich nur ergeben würde.

So ist es nicht, noch nicht.

Ich bin erst neunundzwanzig ...

Heute oder in den nächsten Tagen werde ich meinem Leben ein Ende setzen, es scheint ganz gewiss. Ausweg kann es keinen mehr

geben und genügend Gift ist in meinem Besitz, und dennoch - hier muss ich laut auflachen! - kommt dieser Trieb zum Schreiben in mir hoch, zum ersten Mal seit sovielen Jahren, sodass ich mich, während ich auf die Ankunft meines Geliebten warte, an den kleinen Tisch in meiner Stube gesetzt und zu Feder und Papier gegriffen habe.

Ich schreibe meinen Brüdern hinterher, immer noch. Sobald ich anfangen, etwas zu Papier zu bringen, ist dieses Gefühl wieder da und es lacht über mein Tun. Sie schauen über meine Schulter und mit ihnen schaut die Welt über meine Schulter.

Aber wer wird eines fernen Tages sonst noch etwas von mir wissen? Ich werde eine Fußnote in den über meine Brüder verfassten Biographien sein, höchstens in den angefügten Registern mit einigen, vermutlich auch noch falsch angegebenen Seitenzahlen aufgelistet werden. Anhand der geringen Anzahl der Ziffern hinter meinem Namen wird jeder-



mann sofort erkennen, wie kurz und unbedeutend mein Leben gewesen ist.

Ich muss Vorkehrungen für diese Aufzeichnungen treffen, muss verfügen, was mit ihnen geschehen soll. Ansonsten werden meine Brüder sie wiederum in ihren Werken zu verwursten suchen, wie sie das so oft mit meinen Briefen und Erzählungen, ja, mit meinem ganzen Leben getan haben – zwar ist dies stets mit meiner ausdrücklichen Billigung geschehen (wie hätte ich es ihnen verwehren können!), aber es fühlte und fühlt sich für mich doch unbefriedigend an, schlussendlich nur für die Novellen, Romane und Dramen meiner Brüder gelebt zu haben – und nun für sie zu sterben.

Dabei hätte ich, und dies ist mein allersehnlichster Wunsch gewesen, eine eigenständige Künstlerin sein wollen! Immer habe ich davon geträumt, meinen Erfolg, meinen Ruhm, meine ganze Daseinsberechtigung nicht aufgrund der großen Namen meiner Brüder zu

erringen, sondern es ihnen aus eigener Kraft gleichzutun.

Hätte ich einst die von Kabalen und Liebe geplagte Luise Millerin mit soviel tödlicher, trauriger und hoffnungsvoller Energie gegeben wie ich sie in diesem Moment empfinde, wo ich meine Feder in atemberaubendem Tempo tintige Spuren in die weichen Papierbögen ritzen lasse – wer weiß, was dann geschehen, wer auf mich aufmerksam geworden wäre, wo ich überall gespielt hätte und was die Kritiker geschrieben hätten ... –

Ach, es ist überaus müßig, solche Überlegungen anzustellen, denn es ist nicht so gekommen und nun möchte ich mit dem Theaterleben, mit dem ganzen Kunstbetrieb, nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben, vorbei, vorbei, finito.

All so: Ich werde ausschließlich in den Werken meiner Brüder überleben und irgendwann, eingepresst zwischen Buchdeckeln und auf diese Weise unfreiwillig mit der ganzen Familie vereint, in staubigen Bücherrega-

len vermodern, meiner literarischen Gruft in alten Bibliotheken.

Keinen Blick habe ich für die sommerliche Schönheit dort draußen ... den blendend blauen Himmel über Polling und die nickende Pracht der Blumen, kein Gehör für das Singen der Vögel ... das Gurren der Tauben, die Sehnsuchtsmelodien der Amseln, das zärtliche Zwitschern der Rotkehlchen, die Warnrufe der Meisen, das brutale Krächzen der Raben, kein Gehör für das Rauschen des Baches, für seine über die bemoosten Steine spülenden Wasserschleier oder für den Klang des Glocken von St. Salvator, kein Gespür mehr für die Anmut der alten, ehemaligen Klostergebäude, die sich so vertraut in die bayerisch sommerliche Landschaft schmiegen - welche für sich allein wiederum schon so wunderschön ist ...

Ach, ein Mensch muss sich mit seinen Nöten und Krisen angesichts der Vollkommenheit der Schöpfung unbedeutend vorkommen

und als Störenfried fühlen. Alles scheint so perfekt und phantasievoll geschaffen, was beflecke ich diese Schönheit mit meinen dunklen Problemen, Wünschen und Begierden, mit meiner Existenz?

Keinen Gedanken verschwende ich an meine Mutter; wie immer sitzt sie draußen vor dem Haus auf einer Bank und plaudert mit vorbeiziehenden Bewohnern Pollings, belangloses Zeug!, keinen Gedanken mehr an meinen in Florenz weilenden Lieblingsbruder Hinz, so oft hat er mich benutzt und im Stich gelassen, keinen Gedanken gar an meine anderen Geschwister und ihre Ehepartner, die immer noch in München leben, Thos und Lula.

Und Vicko? Nun ja.

Ich fühle Nathanaels Grinsen in meinem Rücken, drehe mich um und wir sehen uns an.

Er ist ein Totenschädel.

∞

## München, 1896

Als Schulmädchen habe ich Nathanael einst während einer Besichtigung aus einem Laboratorium mitgehen lassen, so um die sechzehn Jahre bin ich damals alt gewesen. Ich liebte derlei Skurilitäten. Zum Entsetzen meiner Mutter und meiner Schwester, zum beifälligen Grinsen meiner Brüder – welche ihn ‚künstlerisch‘ fanden - und zum Gruseln meiner Freundinnen und der Hausmädchen wollte ich mein Zimmer mit diesem Schädel schmücken – und habe es getan. Immerhin konnte ich mich auf Goethe berufen, hatte er nicht einige Jahre lang den vermeintlichen Schädel Schillers auf seinem Schreibtisch platziert? Nun gut, zwar mochte der Wunsch zur Weltliteratur in mir erloschen sein, der Wunsch zum Repräsentieren und zur Attitüde jedoch in keinster Weise. Vermutlich ist letzterer wiederum dafür verantwortlich, dass ich heute überhaupt noch etwas zu Papier bringe.

All die Jahre hat Nathanel mich begleitet, von einem Ort zum anderen. Manchmal habe ich mich gefragt, zu was für einem Menschen dieser Schädel wohl gehört hat, ob Mann oder Frau, wann genau und wo und wie und überhaupt. Aber eigentlich ist es mir einerlei, denn nur darauf kam es an:

Nur er war mir treu – und ich ihm.

Ja, ich gab ihm einen Ehrenplatz in meinem Zimmer, tat von nun an alles unter dem zunächst etwas ungemütlich erscheinenden, dann jedoch immer vertrauter werdenden Blick seiner leeren Augenhöhlen, in denen ich nicht die Tiefen der Hölle, sondern die Weite des Himmels vermutete. Meine Lieblingsfarbe war schwarz und ich drapierte entsprechende Stoffe rund um Nathanael, erzielte einen hinreißenden Schauder-Effekt.

An ein befremdliches Ritual allerdings hatte er sich zu gewöhnen, aber nach all den eintönigen Jahren auf seinem vergessenen Regalbrett in einem düsteren Labor dürfte er nicht

allzuviel dagegen einzuwenden gehabt haben, sofern überhaupt noch etwas von seinen Sinnen und seinem Bewusstsein übrig geblieben sein mochte: Nach anfänglichem Gegrusel und Gekreische angesichts dessen, was einst Teil eines Menschen gewesen, pflegten ihn meine Gäste zu ergreifen, seinen kahlen Kiefer mit spitzen Fingern aufzuklappen, angesichts des puren Knochens zu erschauern und ihn dennoch oder eben deswegen hoch in die Luft zu halten und mit aufgesetztem Pathos „Seiinn oder Nichtseiinn?!“ zu rufen, natürlich. Überaus originell, nicht wahr?!

Aber wir lachten jedesmal, als ob es kein Morgen gäbe.

Meine Mutter missbilligte derlei Extravaganzen und je mehr ich diese Missbilligung spürte, desto exzessiver wurde meine Beschäftigung mit Nathanael. Ich zündete Kerzen an, stellte ihn auf meinen Schreibtisch oder vor meinen Spiegel, legte ihn gar auf mein Kopfkissen.

Dennoch schien das Leben damals vor mir zu liegen, in all seiner Weite und Pracht und Fülle, oh, wie jung ich war, wie ahnungslos – und wie schön, trotz der Ähnlichkeiten mit meiner Mutter. Weder in meinen Gesichtszügen, noch in meinen Bewegungen, oder, bewahre!, in meinem Fühlen und Denken habe ich es jemals ertragen können, Ähnlichkeiten mit meiner Mutter zu entdecken. Je älter ich wurde, desto stärker aber traten diese Merkmale zu meiner Verärgerung und zu meinem Widerwillen hervor und ich suchte sie auszumerzen. Ausgerechnet ihre wundervollen, schwarzprächtigen Haare aber hat sie mir nicht vererbt, als hätte sie es mir nicht vergönnt.

Dass ich aber wirklich schön war, weiß ich erst jetzt, wo ich es nicht mehr bin.

Stunden verbrachte ich damals vor dem Spiegel in meinem Zimmer, unter den anerkennenden Augen(höhlen) Nathanaels, ja, ich bin attraktiv und verführerisch gewesen, entweder durch meine bloße Jugend oder



durch die Sorgfalt, mit der ich mich aufbrezelte: Hoch- und wohlgewachsen, blitzende Augen, prustendes Lachen, feinste Haut und schmiegsame Gliedmaßen, blonde und immerhin weiche, wenn auch nicht füllige Haare, die sich mit den Jahren leider Gottes immer dunkler und alltäglicher zu verfärben begannen.

Meine Schönheit ist auch meinen Brüdern nicht verborgen geblieben und bald fand ich Eingang in ihre Arbeiten:

Einmal trug Thos die noch unausgegorene Idee einer Novelle mit sich herum. Dem geplagten Poeten fehlte offenkundig noch ein entscheidender Blick auf das, was er zu beschreiben gedachte und er war von dieser drängenden Unruhe erfüllt, die nur einen Künstler befallen kann, der sein Inneres in die Außenwelt stülpen und es in dieser mit Schreibfeder, Pinsel oder Meißel zu manifestieren hat. Eines Abends waren er und ich allein zuhause und da bat er mich flüsternd,

ihm einen Gefallen zu tun. Ich kicherte zunächst ungläubig, aber seine Augen schauten irritiert und ich begriff, dass es ihm durchaus ernst mit seinem Anliegen war.

„Ich helfe dir!“, versprach ich und ging in mein Zimmer, um alles vorzubereiten.

So löschte ich das Licht, nur um Nathanael herum flackerten einige Wachskerzen, ihre Flämmchen erreichten die Ecken des Raums nicht und die Dunkelheit kroch aus ihnen hervor.

Ich wartete auf Thos.

Als er das Zimmer betrat, erkannte ich in diesem diffusen Kerzenlicht auf einmal gleißend klar, wie kindhaft sich seine noch ungefestigten Züge und seine schmalen Schultern ausnahmen. Seine breite, hochgewölbte Stirn schob er nach vorn wie ein Widder sein Geweih, doch wurde diese Wucht von seinem sauber gestutzten Schnurrbärtchen und den sorgfältig zurückgekämmten, dunkelblonden

Haaren ausgebremst, er schien keinen festen Halt auf dem Boden zu finden.

Ich genoss die verboten anmutende Atmosphäre und da er etwas von mir wollte und brauchte, berauschte ich mich an dem Gefühl, ihm überlegen zu sein, ja.

„Ich tue es jetzt!“, sagte ich und glitt aus meinem Morgenmantel. Ich sah meinen Körper sanft und jungfräulich weiß im Spiegel glimmen, dem Kopf eines Schwans gleich, der in dunkelgrünen Wasserfluten nach Nahrung taucht.

Es war so still. Nur die Kerzen knisterten und von der Straße drang kein Geräusch herauf. Es gefiel mir, die Kerzenflammen auf meiner Haut tanzen zu sehen und zu spüren, wie laue Luft meinen ungeschützten Körper umwehte und meine Brustwarzen erhärtete.

„Geh zum Schrank“, sagte Thos.

Ich ging zum Schrank, öffnete dessen knarrende Türen und drehte mich um, verführerisch, ganz langsam, und verharrte in dieser

Pose, so wie Thos mich darum gebeten hatte. Mit einer Hand griff ich nach diesem Ding, wo sich die Schranktüren einzuhaken pflegen und ich blickte meinen Bruder provozierend an und warf mein Haar zurück, es kitzelte auf meinen Schultern und ich lachte.

„Setz dich“, sagte Thos und seine Stimme klang fremd. Da wurde auch ich befangen.

Ich setzte mich auf die untere Innenkante des Schranks und begann zu frieren und so zog ich meine Beine an, legte den Kopf auf die Knie.

„Schau, Thos, wie schön geformt meine Knie sind! Du hast es bestimmt noch nicht gemerkt, du musst das in deiner Novelle schreiben!“

„Schweig!“, donnerte er mich an und ich verbarg mein Gesicht vor ihm und meine Haare fielen schützend vor meine Nacktheit.

Thos aber stellte sich vor mich hin, seine Zunge zwischen den Zähnen, sein Notizbuch in der Hand, er schrieb und schrieb und ich hörte seinen Stift kratzen und er sah mich an,

nein, eher durch mich hindurch; er mochte zwar meine Haut und Haare, Arme und Hände, Beine und Füße, Schultern und Brüste mit seinem kalten, sezierenden Blick erfassen, aber er sah nicht mich in ihnen leben, nein, für ihn waren das alles nur Hüllen oder Vasen, die er mit seiner Literatur füllen, ihnen ein Eigenleben geben würde.

Das gefiel mir nicht, ich wollte gesehen werden und gemeint sein.

„Gib mir meinen Mantel!“, sagte ich.

„Moment“, murmelte er und schrieb und schrieb.

Ich stand leise auf und wollte zu meinem Mantel huschen, doch da sah er auf und blickte auf meine mit dem Ellenbogen zusammengequetschten Brüste, meine notdürftig bedeckte Scham und meine eng aneinander gepressten Beine und etwas zuckte in seinem Gesicht und ich weiß bis heute nicht, was es gewesen sein mag, Missbilligung, Ekel, Furcht, Anerkennung, Erregung, Pein,

Verlegenheit? Befielen ihn Skrupel, sah er erst in diesem Augenblick mich, seine Schwester Carla?

Schnell schlüpfte ich in meinen Mantel. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, verließ Thos den Raum ich blickte ihm mit hängenden Armen nach. Zu Weltliteratur geworden.

Im folgenden Juni wurde die aus dieser Begebenheit gespeiste Novelle in einer Münchener Zeitung erstmalig veröffentlicht und mir, der „Schwester Carla“, gewidmet.

Ob Thos je auf den Gedanken gekommen war, angesichts dieser Widmung könne jeder Leser versucht sein, die geheimnisvolle Schöne im Schrank mit eben dieser Schwester Carla gleichzusetzen?

Ich aber hatte mein leichtes Unwohlsein darüber bald erfolgreich verdrängen können und war überaus stolz, „der Kunst“ ihren Tribut gezollt zu haben und es erfüllte mich mit einem wohligen Schauer, meinen Namen

in der Zeitung gedruckt zu sehen, ab und an gar darauf angesprochen zu werden.

∞

„Was sind wir nur für eine Familie“, sagte Lula, als sie die Geschichte las. Sie schüttelte betrübt ihr wohlfrisiertes Haupt und faltete die Zeitung mit gezierten Bewegungen akkurat zusammen.

Ach, meine Schwester, meine geliebte Lula. Sie hielt sich in Auftreten und Benehmen mehr zurück als ich es je vermochte und mit den Jahren wurde sie sich ihres und unseres Standes immer mehr bewusst, erwartete dies im gleichen Maße auch von uns. Die Vorliebe meiner Mutter für die leichte Bohême war Lula ein Gräuel und der arme Vicko, zu jung, um sich wehren zu können, kam in den zweifelhaften Genuss ihrer lübschen Erziehungsversuche. Für Lula hatte alles perfekt auszu- sehen, nicht nur sie selbst, nein, alles und je-

der in unserer Wohnung hatte gutschituiert zu wirken und gediegen zu glänzen.

Rituale waren peinlichst genau einzuhalten.

Puppig wirkte Lulas wohl artikulierte Sprechweise und wie Porzellan ihre gezierten Gesten. Dennoch wehte um ihre unergründlichen Augen stets ein Hauch von innerem Leid und allgemeiner Betrübniß. Alles an ihr war filigran und matt, nur ihre Nase nicht. Deren höckrigen Ausmaße versuchte meine Schwester durch gepolsterte Frisuren und kunstvoll arrangierten Haarschmuck auszugleichen - was ihr nur bis zu dem Zeitpunkt gelingen wollte, an dem sie sich in einem Moment der Selbstvergessenheit zu ihrem und des Betrachters Unglück doch ins Profil wendete.

Ich wünschte, wir wären uns immer so nah geblieben, wie wir es damals noch waren.

Ich konnte also im Schreiben nicht mehr zu mir selbst finden. Dennoch: Es wollte etwas raus aus mir und da das Flusstal der höchst-



selbst produzierten Literatur für mich ausgetrocknet zu sein schien, suchte ich nach einem anderen Ventil für meine Kreativität und fand es - im Theater.

Ich wollte eine Schauspielerin werden und sonst gar nichts - und wenn es das Letzte sein sollte, was ich tat!

Es würde das Letzte sein, aber das konnte ich damals natürlich noch nicht ahnen.

Es gab kein Damaskus-Erlebnis, nein, meine Berufung geschah ganz leise, war in ihrer Gesamtheit nicht mehr als eine Kette von verschiedenen Erlebnissen und Eindrücken, aus denen ich aber, wie alle Künstler es zu tun pflegen, Eingebungen machte.

Ich verliebte mich in einen sehr prominenten Münchener Schauspieler, Lützenkirchen hat er geheißen. Er schien all das zu verkörpern, was ich mir von einem Mann in meinen innersten Träumen erhoffte. Stand er auf der Bühne, hatte er mich in seiner Hand, ich hing an seinen Lippen, verfolgte seine Gesten und jedes Zucken seiner Mimik, badete berauscht

im Klang seiner Stimme. Eigentlich hätte er ein mittleres Erdbeben verursachen müssen, weil nicht nur ich, sondern nahezu alle weiblichen Wesen im Publikum höchst erregt vor sich hin bibberten und jede von uns nahe daran war, aufschluchzend alle (eh nur mühsamst bewahrten) Hemmungen mitsamt Stock und Hut (und Rock) über Bord zu werfen und sich dem Akteur auf offener Bühne hinzugeben, sich auf diese Weise selbstverständlich nicht mit einem durchschnittlichen Erdbeben zu begnügen, sondern es, befeuert vom Neid der verschmähten und ausgestochenen Konkurrentinnen, zu einem hysterischen Vulkanausbruch ungeheuerlichen Ausmaßes kommen zu lassen.

So sehr ich den unerreichbaren Lützenkirchen vergötterte, so eifersüchtig war ich auf seine jeweiligen Bühnenpartnerinnen und allmählich kristallisierte sich in meinem Inneren die Gewissheit, dass ich doch tatsächlich an ihrer statt spielen könne.

Um Himmels willen, warum eigentlich nicht?

Ich gehörte nicht mehr in den Zuschauer-  
raum, nicht mehr ins Dunkel, nein, ich gehör-  
te auf die andere Seite des Vorhangs, ins  
Licht, ich war dazu bestimmt, die herrlichen  
Kostüme zu tragen, mich in den Kulissen zu  
bewegen, in eine andere Welt einzutauchen  
und aller Aufmerksamkeit auf mich zu len-  
ken, Maßstäbe zu setzen für die Unwissenden  
im Publikum.

Ich wollte das Leben in mir spüren – und sei  
es nur auf offener Bühne, wo ich meine eige-  
nen, vielleicht verborgenen Schmerzen und  
Freuden anderen Menschen lieh, meine nicht  
ausgelebten Gefühle heraus- und mich dafür  
beklatschen und feiern ließ. Ein Werkzeug  
der Dichter und Regisseure wurde.

Ich wollte dazugehören.

Was meine Brüder auf dem Felde der Litera-  
tur schafften, das wollte ich auf den Bühnen  
der Theater und damit der ganzen Welt tun.

Wehmütig erinnere ich mich daran, wie mein Leben so verheißungsvoll vor mir lag, mich diese heiligen Gewissheiten einst durchströmten: Ich will Schauspielerin sein! Ich will Kunst machen!

Ich konnte nicht anders -

Selbst im Rückblick, und dies befremdet mich nicht wenig, gelange ich bei allem Überlegen immer noch zu diesem Resultat voller Aberwitz.

Was gab es schon für andere Möglichkeiten? Sollte ich mein Leben etwa als zölibatär lebende Lehrerin oder als unglücklich verheiratete Bürgerfrau über mich ergehen lassen? Meinen schriftstellerischen Bemühungen war der Garaus gemacht worden und ansonsten gab es für eine Frau außer den soeben genannten Wegen keine Möglichkeit, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen – und etwas Besonderes zu sein.

Nun aber hatte ich mich zunächst mit ganz praktischen Dingen zu beschäftigen. Ich

musste Schauspielunterricht nehmen und hierzu brauchte ich die Erlaubnis meiner Mutter und um diese zu erlangen, benötigte ich wiederum die Unterstützung meiner Brüder.

Ich wendete mich an Hinz und an Thos. Hinz war mit dem Theater bestens vertraut und dennoch schrieb er mir, er wolle mir gern behilflich sein, legte allerdings immerhin dar, wie gnadenlos die Konkurrenz in diesem Milieu sei: Dort würde mit für mich unvorstellbaren Mitteln und Kniffen gekämpft, so behütet und wohlerzogen wie ich aufgewachsen war. Trotzdem aber wolle er sich für mich verwenden, denn ich, sein ‚geliebtes Kind‘, solle ja beileibe kein Philisterin werden, nein! Ja, so schrieb er.

Thos hingegen pflegte stets unwillig seinen Kopf zu schütteln, sooft ich von meinen Wünschen und Plänen zu sprechen begann, er kanzelte sie rundweg als Backfischträumerien ab. Ich hatte mir von ihm mehr erhofft,

denn schließlich liebte er das Theater in dem Maße, wie ich es tat und wir hatten es oft genossen, uns bei gemeinsamen Opernbesuchen populär zu machen. Auf seine Hilfe konnte ich folglich nicht zählen und auf Lulas auch nicht, ich versuchte es gar nicht erst.

Aber auf Hinz war Verlass, er erinnerte unsere Mutter daran, dass auch sie als junges Mädchen eine Theaterdame hatte werden wollen und dass es ihr rundweg verboten worden war - ob sie denn nun die Fehler ihrer Erzieherinnen wiederholen wolle? So listig trieb er sie in die Enge und so bekam ich die Erlaubnis, mir einen Lehrer zu suchen.

Ich begann mich umzuhören und geriet an einen gewissen Herrn Schneider, Schauspieler und Regisseur des Königlichen Hoftheaters in München. Sogleich räumte er mir einen Vorsprechtermin ein. Denn zuerst, so schrieb er, wolle er die junge E Levin begutachten und ihr dann – bei Gefallen – Schauspielunterricht angedeihen lassen.

Ich musste nicht lange überlegen, mit welcher Rolle ich den Mann für mich einnehmen wollte: Es sollte Goethes „Gretchen“ sein, ansonsten kam für meine Schönheit und für das in mir schlummernde Talent selbstverständlich überhaupt keine andere Rolle in Frage!

Und so studierte ich diese schwierigen Texte – sowohl die Gartenszene als auch Gretchens Gebet vor dem Andachtsbild der Mater Dolorosa.

Es gelang mir sogar, wie auf Knopfdruck zu weinen ... was mich selbst zu dem damaligen Zeitpunkt am allermeisten beeindruckte, unwissend wie ich war. Ich hielt das für große Schauspielkunst.

Am Morgen des Prüfungstages tat ich etwas, was ich vorher noch nie getan hatte. Ich sah Nathanel in die Höhlen, wo früher seine Augen gewesen, und sagte: „Dies ist der Anfang meiner Karriere!“

Dann musste ich kichern, weil ich mir etwas albern vorkam und dennoch beschlich mich

das eigenartige Gefühl, etwas Unaussprechliches sei zwischen ihm und mir geschehen; fortan fühlte ich mich ihm innerlich verbunden, er war nicht mehr einfach ein schauerlicher Nippesgegenstand in meinem Zimmer, sondern in spiritistischer Form real geworden : In der Art eines übersinnlichen Haustiers, das, in seinem skelettartigen Käfig gefangen, stets auf meine Heimkehr, meine Erzählungen und meine Zuwendung zu warten schien.

Der Türklopfer riss mich aus dieser eigentümlich verharrenden Starre. Meine Freundin Lani, eine zukünftige Opernsängerin, sollte mich zum Vorsprechen begleiten und die Stichwörter einlesen. Ich wurde von Schüttelfrost gepackt und als Lani in all ihrer aufgeputzten Schönheit in mein Zimmer trat, konnte ich nur schwer atmend hervorbringen:



„Ich bin gewiss schon ganz grün im Gesicht und hässlich, er wird mich auf keinen Fall nehmen!“

Solche Panik war mir neu, sie überschritt das herkömmliche Maß an Lampenfieber auf ungebührliche Weise, wo in meinem Inneren mochte sie mit einem Mal entspringen? Schließlich gelang es Lani mit allerlei Klapsen, Beschwichtigungen, Aufmunterungen und Drohungen mich erstens aus dem Zimmer und zweitens aus der Wohnung zu bugsieren. Meine Mutter kam herbeigeeilt und musterte mich sorgenvoll, doch als wir im Treppenhaus waren, konnte ich hören, wie sie bereits wieder begonnen hatte, das ewig gleiche Nocturne von Chopin zu spielen.

Ich glaubte nicht, überhaupt bis zum Hoftheater gelangen zu können. Lani schob mich voran, mal energisch, mal behutsam, sprach mir Mut zu, gab mir Tips, ich solle mir Herrn Schneider einfach nackt vorstellen.

Am Bühneneingang war der Treffpunkt mit den (hoffentlich angezogenen) Herrn Schneider verabredet worden, unzählige Male hatten Lani und ich bereits an diesem Ort gestanden und auf die von uns angebeteten Schauspieler gewartet, vom Olymp des Theaterhimmels sollten sie durch diese unscheinbare Paradiespforte zu uns herabsteigen. Wir erkannten die meisten gar nicht, so fremd und blass und gewöhnlich sahen sie ohne Maske, Kostüm und Lampenlicht aus, ich muss es gestehen. Aber wir stellten ihnen keine Fragen – und uns selbst schon gar nicht.

An diesem Tage nun aber sollten wir selbst durch diese Türe schreiten dürfen und die dahinter liegenden heiligen Hallen der Kunst betreten, es war nicht zu fassen.

Herr Schneider ließ auf sich warten und immer wieder flüsterte ich den Monolog vor mich hin, so dass er immer mehr zu meinem eigenen Stoßgebet wurde: „*Ach neige, Du*

*Schmerzensreiche, Dein Antlitz gnädig meiner Not...“.*

Endlich tat sich die Türe auf und Herr Schneider, klein und dick und lauernd, weißbelockt und mit tomatenroter Gesichtsfarbe versehen, trat heraus und besah uns mit trocken zwinkernden Augen – welche von den beiden Damen denn vorsprechen wolle?

„Sie“, sagte Lani und schob mich vor.

„Ach“, sagte Herr Schneider und hörte für einen kurzen Moment zu zwinkern auf.

Ich war zur Gänze verstummt.

Wir schritten durch die Pforte ins verheißende Paradies - in dem allerdings alles ein wenig schäbig und abgenutzt wirkte. Billige Statistenkostüme hingen an riesigen Kleiderständern, es roch nach frisch gesägtem Holz und nach Kohl aus der Kantine – und dennoch fühlten Lani und ich uns auserwählt und fanden alles „himmlisch“, gerieten spätestens, als wir die Namen der von uns verehrten Künstler an den Garderobentüren la-

sen, in eine betäubend ehrfurchtsvolle Stimmung.

Als wir um eine Ecke bogen, starrte uns ein ganzes Regal voll gesichtsloser Holzköpfe mit pompösen Perücken missbilligend an und ich war nicht in der Lage, ein hysterisches Kichern zu unterdrücken und schämte mich, noch während ich es tat, über die Maßen ob dieses unprofessionellen Verhaltens.

Durch viele Korridore ging es hinter dem mittlerweile schwer schnaufenden Herrn Schneider her, Treppen rauf und Treppen runter. Ich lief direkt hinter Herrn Schneider und stellte ihn mir bereits nackt vor und wurde wider Willens erneut von einem nicht zu unterdrückenden Kichern gepeinigt.

Endlich betraten wir die Probebühne:

„Was höre ich?“, keuchte Herr Schneider.

„Ich habe das Gretchen vorbereitet“, erklärte ich, nun wieder gänzlich verschüchtert, hielt meine weißen Hände züchtig vor dem Bauchnabel verschränkt.

„Ach“, rief Herr Schneider – und zwinkerte.  
„Ich werde die Stichworte einlesen“, ergänzte Lani.

„So lang Sie sie nicht singen!“, erklärte Herr Schneider.

Wir begriffen zunächst nicht, dass er einen Witz gemacht hatte - und erst als er dröhnend zu lachen begann und seine trockenen Äuglein hinter welchem Fleisch verschwanden, wagten auch wir es, zaghaft zu schmunzeln.

Immer noch befangen betrat ich schließlich die Bühne. Ich arrangierte mich innerlich mit den fremden Kulissen und Kreidemarkierungen, atmete mich in meine Rolle hinein und prompt geschah etwas Sonderbares mit mir, etwas, das mir, bei allem Zynismus, auch heute noch nahezu magisch anmutet: Ich promenierte auf und ab und täuschte nicht mehr nur vor, meine Hand auf den Arm eines unsichtbaren Faust zu legen, nein, ich tat es wirklich und wahrhaftig, ich spürte ihn neben mir und ich *war* das Gretchen-

*„Ich fühl’ es wohl, dass mich der Herr nun schon...“*, so begann ich.

Und es war, als ob ich außerhalb meines Körpers getreten wäre, mich aber gleichzeitig auch noch in ihm befand, ein Paradoxon, ich weiß. Aber so läuft es eben am Theater, welches in seinem Wesen an und für sich nur paradox ist: Ich konnte mich von außen, von schräg oben beobachten und war dennoch innerlichst von den Gefühlen Gretchens durchströmt. Alle meine Ängste waren verflogen, der Schüttelfrost dahin und mir war, als ob nichts Schweres mehr auf der Welt und in meinem Leben vorhanden sei, ja, ich wusste, dass ich mich niemals zuvor so vollkommen, so leicht, so wertvoll gefühlt hatte wie in diesem Moment.

Lani bemühte sich redlich, die Sätze Faustens mit einem gewissen Gehalt zu füllen, aber für mich waren sie trotz ihres Ungenügens die Sätze Faustens, ja, ich kann nicht umhin zu sagen: Dieses Vorsprechen ist mein künstlerisches Erweckungserlebnis gewesen.

Es zählte nur das Hier und Jetzt. Auf der Bühne.

„*Auf baldig Wiedersehen*“, so schloss die Szene und als ich nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu tun hatte, da verflog allmählich der Zauber und ich fand mich auf der staubigen Probenbühne zwischen den Kreidemarkierungen wieder.

Herr Schneider zwinkerte und sagte zunächst einmal gar nichts. Schließlich erhob er sich und eilte bedächtigen Schrittes zur Bühne. Sein Gesicht leuchtete in anerkennendem Tomatenrot.

„Das hat mir sehr gefallen, Fräulein!“, sagte er.

Heute noch möchte ich ihm diesen Satz gern glauben, immer noch hoffe ich, die Einzigartigkeit dieses für mich so bedeutenden Moments möge sich auf ihn als Zuschauer wirklich und wahrhaftig übertragen haben. Trotzdem könnte ich mir denken – und dies schreibe ich nach jahrelanger Erfahrung mit

den Gepflogenheiten am Theater – dass wahrscheinlich Schneiders Miete noch ausstanden und er deswegen eine neue Schülerin gebraucht hatte, die ordentlich für die reichlichen Stunden bei ihm, dem Hoftheaterspieler, bezahlen würde.

„So natürlich, so pur und dabei so innig“, murmelte er leise in seinen weißen Bart.

„Was haben Sie denn noch vorbereitet? Die Gebetsszene? Dann legen Sie los, bitteschön!“

Ich trat an die Rampe und tat, als ob ich imaginäre Blumen in ebenso wenig vorhandene Vasen zu Füßen einer unsichtbaren Muttergottes-Statue stellen würde. Ich kniete nieder und begann zu sprechen, mein Gesicht vertrauensvoll in den Raum gewandt:

*„Ach neige, Du Schmerzensreiche, Dein Antlitz gnädig meiner Not!“*

Damals konnte ich mich noch ohne Vorbehalt öffnen. Natürlich rannen stille Tränen meine geweißten Wangen herab und tropften auf meine gefalteten Hände, so gerührt war



ich von Gretchens Schmerz - und von mir selbst. Unglaublich erhaben und ebenso wahrhaftig kam ich mir vor, weil ich just in diesem Moment auch noch die Worte: „*Ich wein, ich wein, ich weine!*“ sprach ... ist es zu glauben?!?

Auf der Bühne hatte sich ein unsichtbarer Mantel um meine Schultern gelegt, Gefühle, Gesten, Sprache und Mimik reduzierte er auf ein Minimum und adelte somit Gretchens Gebet, er ließ mich nicht allzu übertrieben agieren, trotz der Tränen.

Herr Schneider, ebenfalls nicht unergriffen, murmelte etwas von Donnerwetter, Hochachtung und Kruzitürken – und mochte seine Miete gesichert sehen.

„Überraschend viel Gutes“ habe er „erblickt“, so verkündete er dem langsam wieder zu Carla werdenden Gretchen.

„Was haben Sie noch?“

Auch aus Goethes „Egmont“ hatte ich eine Szene einstudiert und zwar diejenige, in wel-

cher das Clärchen versucht, das tumbe Volk zum Aufstand zu bewegen - was ihm nicht gelingen sollte.

Mir wiederum sollte es nicht gelingen, in dieser Szene über die Bühne zu kommen, es funktionierte nicht und ich bemerkte noch während des Spielens, dass es nicht funktionierte. Meine Arme und Beine, meine Gesichtsmuskeln und meine Sprechwerkzeuge wollten nicht zu mir gehören, meine Knie wurden weich und meine Stimme heiser.

Herr Schneider hatte sich, um von dort aus meine Wirkung begutachten zu können, in weitmöglichster Entfernung positioniert. Als er nach Beendigung der Egmont-Szene wieder zur Bühne schritt, war seine Stirn in sorgenvolle Falten gelegt, die mir gar nicht gefallen wollten.

„Ein Jammer!“, wehklagte er. „Nur das nicht!“

Verstört blickten Lani und ich erst uns und dann ihn an.

„Nun, mein wertestes Fräulein, ihre Begabung ist außerordentlich, was ich sofort erkannt habe“, so setzte er zu einer Erklärung an. „Aber leider ist ihr Organ sehr klein! Ich bin mir nun nicht mehr sicher, ob sich das Unterrichten lohnt, vermag aber auch nicht festzustellen, ob das Organ noch wachsen wird – oder eben nicht“.

Organ?! Welches Organ? Verstört blickte ich an mir hinunter, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken, fand mich einigermaßen wohlgewachsen und schön.

„Er meint deine Stimme“, flüsterte Lani und meine Erinnerung setzte aus.

∞

Als nächstes sehe ich vor meinem inneren Auge zwei junge Damen atemlos, aufgeregt und laut einander zurufend durch die Münchener Straßen hetzen, in ihrem schnellgewollten Lauf unglücklicherweise durch die eng geschnittenen Röcke behindert, so dass

ein beträchtliches Maß an Aufwand und Energie verpuffte, denn das Laufen trug die jungen Damen nicht primär ihrem Ziel entgegen, sondern ließ sie sozusagen lediglich auf der Stelle fast senkrecht in die Luft ploppen. Durch dieses sich stetig wiederholende Auf und Ab hatten unsere einst kunstvollen Frisuren allen Halt verloren, aber es kümmerte uns herzlich wenig.

Unser Ziel war ein bekannter Halsarzt, welcher uns von Herrn Schneider empfohlen worden war und bei dem, so wusste Herr Schneider zu berichten, viele Schauspieler und auch Sängerinnen (ein wohlwollender Blick traf hierbei die semmelblonde Lani) ein- und ausgingen und sich bei ihm, dem Halsarzt, in allerbesten, fachkundigen Händen wüssten.

Ich stürmte die Treppen rauf, Lani hinter mir her. Ungestüm in die Praxis eingedrungen insistierten wir beide, atemlos und lautstark zugleich, es handele sich hierbei um einen

absoluten Notfall und der Doktor müsse sofort einen Blick in meinen Schlund werfen, es ginge um mein Organ, um die Größe meiner Stimme und bei der Stimme handele es sich doch schließlich um den Spiegel der Seele und beides, sowohl Stimme als auch Seele, seien für eine junge und hoffnungsvolle Schauspielerin Werkzeuge von ausgemachter Wichtigkeit - ob das denn hier niemand verstehen wolle?!??

Der durch das Gezeter an der Rezeption aufgeschreckte Doktor hatte keine Wahl, ließ mich vor und ein und allerlei Geräusche machen: Aaaaah und Ooooh und Iiiih, schaute mir dabei in den Schlund.

Schließlich legte er seine Instrumente zur Seite und erklärte, seiner Meinung nach sei alles in bester Ordnung und er könne nicht ausschließen, dass mein Organ mit der Zeit und unter fachgemäßem Training noch wachsen und dass es ja überdies bereits über ein beachtliches Volumen verfügen würde.

Mehr brauchte ich nicht zu wissen.  
Erleichtert fiel ich in Ohnmacht.

∞

„Hörens, ist es nicht ein wenig lächerlich, wie sich das junge Fräulein benimmt und kleidet und wie es spricht?“, so hörte ich das Hausmädchen mit der Köchin reden, es sprach laut, um das Geschirrgeklirr in der Küche zu übertönen. Ich stand auf dem Treppenabsatz, sie hatten mich nicht gehört.

„Mei, was da gepudert und frisiert und geschminkt wird!“, antwortete die Köchin und begann ein Huhn zu rupfen, dass die Federn nur so aufwirbelten.

„Es wirkt alles so hei-die-diedel-dum-die-diedel-dei, so gemacht, meinens nicht auch?“, lästerte das Hausmädchen und eiferte meinen Sprachstil erschreckend genau nach.

„Ja mei! Einen Vater tuts in diesem Hause brauchen, das sage ich schon immer!“

„Da sagen sie was! Letztens gab es doch ihren leckeren Zwetschgendatschi und das junge Fräulein hat so komisch gesprochen bei Tisch, seine R's hat's so übertrieben gerollt, da hat der kleine Bruder, der Vicko, sie doch ernsthaft gefragt, ich hab es mit meinen eige-

nen Ohren gehört, ob sich denn ein Zwetschgenkern in ihrem Hals verklemmt hätte, stellen Sie sich das vor!“

Kreischendes Gegacker erklang.

Ich war noch am Überlegen, ob ich unauffällig verschwinden oder erbost in die Küche marschieren sollte, als das Hausmädchen weiter sprach:

„Und ich habe gehört, wie der junge Herr Thomas mit seiner Mutter über dieses unmoralische Tun und diesen sogenannten Schauspielunterricht geredet hat. Mehrmals in der Woche geht's dahin, was das kostet, meinens nicht auch? Also, der junge Herr glaube ... Moment, wie waren doch seine Worte genau, ja, er glaube nicht, dass wahres Theaterblut in den Adern der Schwester rauschen würde, mei, wie die Herrschaften sich ausdrücken, sie sei kein wirklicher Aff“, das hat er auch noch gesagt!“

„Na, und ob die ein Aff' is“, murrte die Köchin.



„Weiber bringens zu nix in der Kunst!“ erklärte sie resolut und hackte dem Huhn den Kopf ab.

Ich warf meinen Kopf in den Nacken und rauschte huldvoll von dannen.

Oft kamen wir im Salon meiner Mutter mit unseren Freunden zusammen und ergingen und produzierten uns in verschiedenen künstlerischen Bereichen. Es wurde gesungen, musiziert, vorgelesen, debattiert, so auch just an diesem Abend, als ich einen Popel in mein Hendl geschmiert hatte und meine Mutter der hochrot angelaufenen Köchin daraufhin in meinem genüsslichen Beisein eine donnernde Standpauke gehalten hatte.

An diesem Abend waren neben Lani und ihrer Schwester Tissy (eine junge und hoffnungsvolle Schauspielerin mehr) auch die Gebrüder Ehrenberg zu Gast. Thos und ich waren sehr von dem jüngeren Paul angetan, er war blond, charmant, gewandt und offenkundig das, was man einen Flirt nennt. Er

schien sich allerdings bedauerlicherweise mehr zu Lula hingezogen zu fühlen, entsprach jedoch ihrem Standesdünken herzlich wenig.

Auf verkniffene Weise träumerisch, auf wienische Weise schmeichlerisch versuchte Pauls beflissener Bruder Carl, keine der anwesenden Damen, meine Mutter eingeschlossen, zu kurz kommen zu lassen.

Zur Eröffnung gab Lani eine Arie aus einer Händel-Oper. Die Kristalllüster klirrten. Zwar war kaum ein Wort zu verstehen, doch wurde nahezu jeder Ton sauber getroffen – und die Melodie an sich war in ihrem Ursprung natürlich überaus herrlich: sinnlich, leicht, barock. Nachdem sich die Interpretin ungefragt zu einer Zugabe hatte hinreißen lassen, beobachtete ich, wie Thos aus dem Salon schlüpfte. Oh, ich war immer noch so wütend auf ihn, es hatte mich tief verletzt, was er über mich und meine Kunst zu meiner Mutter gesagt hatte.

Nachdem Lani also ihren Gesang mit einem etwas atemlosen Tirillieren beendet hatte und noch während erleichterter, aber durchaus auch wohlwollender Applaus aufbrandete, kam Thos in den Salon zurückmarschiert. Haare und Schnurrbart waren erneut glattgestrichen, eventuelle Fusel vom Frack gewischt, ein Stapel Papier von beeindruckendem Ausmaß unter den Arm geklemmt worden und dermaßen geschniegelt wartete er in unnatürlicher Stock-im-Hintern-Haltung das Ende des Applauses ab.

Höchst verduzt verstummte unsere kleine Gesellschaft.

Gemessenen Ganges schritt der Poet daraufhin zu Tische, ließ sich an selbigem nieder, legte betont sinnierend die Fingerspitzen aneinander und blickte über unsere Köpfe hinweg.

Ich kicherte.

Ein Zischen Carl Ehrenbergs und ein strafender Blick meiner Mutter brachten mich zum Schweigen.

Wir warteten.

Und warteten.

Endlich räusperte sich der nun hinreichend gesammelte Dichter salbungsvoll, griff zu seinem Manuskript, schlug es auf – und begann zu lesen.

Eigentlich hatte ich beschlossen, seinen Vortrag schlecht zu finden und dies auch lauthals kundzutun, doch schienen Sonne und Meer sinfonisch durch Thos' komponierte Sätze zu blinken, aller Pathos war verschwunden, die erzwungene Würde vergessen, er verführte uns durch die pure Schönheit seiner Sprache. Was hatte sein Zauber für eine Vollendung gefunden, was für ein Geschenk, ihm zuhören zu dürfen!

Erst als Thos seine Lesung beendet hatte, löste sich unsere ergriffene Spannung und der Poet war nun durchaus gewillt, die an ihn gerichteten, begeisterten Adressen mit wiederhergestellt würdevoller Miene in Empfang zu nehmen.

„Ein großer Familienroman wird dies werden“, so erklärte er und ich wusste sofort, er übertraf mit der Kunst seiner Prosa auch den Stil meines geliebten Hinz.

Nun begannen die beiden Brüder Ehrenberg gemeinsam zu musizieren und danach gedachte ich zu deklamieren, so hatte ich es vollmundig verkündet. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, verschloss sorgfältig die Tür und drehte energisch den Schlüssel im Schloss herum.

Einen Moment lang lehnte ich mich an die Tür, dann ging ich entschlossen zum Spiegel und richtete korrigierend mein Haar, klopfte mir auf die Wangen, biss mir auf die Lippen. Gerade wollte ich mich wieder abwenden, als mein Blick auf Nathanael fiel.

„Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht!“, murmelte ich da und schlug die Hände vor den Mund, begann unruhig, im Zimmer hin- und herzulaufen.

Die Musik der Ehrenbergs nebenan verstummte und alsbald klopfte es an die Tür und die Stimme meiner Mutter erklang:

„Mein Kind, geht es dir gut?“

Ich antwortete nicht.

„Carlakind?“, rief sie, eine Spur besorgter.

„Ich fühle mich nicht wohl“, rief ich mit schriller Stimme, „ich muss mich hinlegen!“

Und das tat ich.

Mit allerlei Kompressen, Decken und Leberwurstbrotchen versehen begab ich mich zu Bett und schämte mich über die Maßen. Der gestiefelte Kater, ein kleines Bildnis unseres Freundes Leon Putz, grinste mich höhnisch an.

War es Lampenfieber?

Die Genialität von Thos war zu grausam.

Zu allem Überflus begann er von nun an, mich spöttisch „Die Künstlerin“ zu rufen. Ja, Geschwister wissen untereinander um ihre wundsten Punkte und tiefsten Verletzungen.

Oh, ich würde es ihm heimzahlen und mich nicht mit einem Popel in einem Hendl begnügen!

∞

Die Gelegenheit dazu sollte sich alsbald ergeben.

Paul Ehrenberg war nicht nur ein Flirt und ein virtuoser Geigenspieler, sondern auch ein vielversprechender Maler. Bei diversen Ausstellungen hatte er bereits den einen oder anderen Achtungserfolg für sich verbuchen können und bereits meine Mutter porträtiert. Sie hatte den ihrer Meinung nach zu tief veranschlagten Ausschnitt auf dem Gemälde eigenhändig ausgebessert und sah sich genötigt, mit schwarzen Pinselstrichen einige Fältchen in das vom Künstler allzu schmeichelhaft gemalte Gesicht zu werfen.

Damals war ich mir nicht gänzlich im Klaren über die Besonderheit und Fragilität der Freundschaft zwischen Paul Ehrenberg und

meinem Bruder, aber mit schwesterlicher Intuition erahnte ich den wundsten Punkt von Thos.

„Ach, Paul, ich würde zu gern von Ihnen gemalt werden!“, erklärte ich eines Tages am Abendbrotstich.

Die Gespräche verstummten, das Klingeling der Bestecke ebenso.

Paul blickte in die Runde, seine Augen leuchteten und offensichtlich allzu gern wollte er seine Zustimmung signalisieren, doch konnte er die hochgezogenen Augenbrauen meiner Mutter und die Blässe in Thos' Gesicht nicht ignorieren und so irrten seine Blicke unsicher zwischen ihnen und mir hin und her.

„Nein, Carlakind, da hege ich doch einige Bedenken sittlicher Art“, erklärte meine Mutter.

„Manchmal ist Vorsicht besser als Nachsicht“, murmelte Thos leise und tupfte seinen Schnurrbart mit seiner Serviette ab.



„Wieso? Was habt ihr denn nurrrr?“ fragte ich abschätzig, „Es handelt sich doch um einen rrrrein künstlerischen Vorgang! Morrrellich völlig unbedenklich!“

„Also nein, das kann ich nicht zulassen! Was ist mit dem Anstand, was mit dem Benimm, was ist mit dem Takt? Nicht wahr, Herr Ehrenberg, da stimmen Sie mir doch zu?“, fragte meine Mutter und ihre Augen wanderten von einem zum anderen, sogar zu Vicko.

„Es ist etwas delikat“, ließ sich nun auch noch Lula vernehmen.

„Manches Mal ist Vorsicht besser als Nachsicht“, Thos nun wieder...

Ich lachte spöttisch auf und warf meinen Kopf zurück, dass meine Ohrringe klimpernten.

Alle Blicke von uns Manns waren auf Paul gerichtet.

„Nun, ich vermag das Delikate solch einer Situation durchaus zu erkennen“, sagte er, „aber in diesem Falle möchte ich doch zu Bedenken geben, dass ich für Fräulein Carla wie

für eine Schwester empfinde, da sie eben diese meines engen, ja, meines besten Freundes Thos ist. So kann ich in diesem Falle nur geschwisterliche Zurückhaltung versprechen, welche das Verhältnis zwischen Fräulein Mann und mir ohnehin von jeher kennzeichnet. Lassen Sie uns auf die Familie trinken!“

Wir tranken auf die Familie.

Nun konnte auch der immer noch erregte Thos seine Zustimmung für die Schaffung des Bildnisses nicht mehr verwehren.

Eine Woche später erzählte ich Hinz in einem Brief von den Sitzungen, ich formulierte so, dass er die Ereignisse möglichst unumstündlich für einen Roman oder eine Novelle oder was auch immer verwenden konnte:

Am ersten Tag der Sitzung tauchte die begabte und wunderschöne Carla in einem so gewagten Kostüm auf, dass dem jungen Künstler Paul das Blut ins Gesicht schoß. Äußerst angeregt und inspiriert begann er zu

arbeiten und verschiedene Skizzen der jungen Künstlerin auf die riesigen Papierbögen zu werfen, zuerst noch zittrig, dann aber mit der Bestimmtheit des Jünglings, der sich seiner Beute gewiss ist.

Wiederholt steckten sowohl die Senatorin als auch der Poet Thos unter allerhand nichtig-wichtigen Vorwänden ihre Köpfe durch die auf brüderlichen Befehl hin nur angelehnte Zimmertür. Aber erst als die Sitzung beendet war, machte Thos seiner begabten Schwester strengste Vorhaltungen aufgrund ihrer gewagten Kostümwahl. Wieder wurde dem jungen Ehrenberg mit erstaunlicher Vehemenz eingeschärft, die Grenzen der Schicklichkeit nur ja nicht zu überschreiten.

„Aber Thos, sei doch nicht so philisterhaft, es gilt der Kunst, das müsstest du doch am allerbesten verstehen!“, gurrte Carla mit unschuldigem Augenaufschlag, schob die (aus unterschiedlichen Gründen) erregten jungen Männer aus ihrem Zimmer und verschloss die Tür mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Der Zufall aber wollte es, dass bei einer der nächsten Sitzungen Künstler und Muse allein in der weitläufigen Wohnung weilten – und so

sollte diese schon nach einer kleinen Phase der Einstimmung äußerst amüsanter verlaufen:

Allerlei gewagte Komplimente wurden von Seiten des erhitzten Malers tausendfach gemacht („Fräulein Carla! Ihr Lächeln, ihre Augen, ihre Schönheit, ihr Lächeln, ihre Augen, ihre Schönheit, ja, ihre ... Augen“), das Modell zierte sich auf gebührende und eventuell allzu kokette Weise („Ach, Herr Paul, das sagen sie doch all ihren Modellen, gell, ich bin doch nur ein Mädchen aus guter Familie, ganz und gar unverdorben, nehmens mich doch nicht auf den Arm ...“), was ihr wiederum der Maler aber gar nicht übelnahm, im Gegenteil schien es ihn sogar anzuspornen („Fräulein Carla, ich würde Sie allzu gern einmal auf den Arm nehmen!“) und so wurde gescherzt und gelacht, dass sich die Balken bogen.

Schlussendlich vermochte die räumliche und damit hinderliche Distanz zwischen Künstler und Muse nicht länger aufrecht erhalten werden, nein, es begann mit verliebten, gar spielerischen Handküssen des jungen Heißsporns, welche schließlich heftiger und auf jugendliche Weise (un)schuldig begehrender wurden, schließlich über das alabasterfarbe-

ne Handgelenk der Künstlerin Carla, über ihren zarten Unterarm, ihre lieblichen Ellenbogen, ihren mädchenhaften Oberarm immer weiter ihrem Ziel entgegenstrebten, bis nicht nur die Kunst ganz und gar vergessen war, sondern auch alles andere, vor allem aber Zeit und Raum.

Als dann unvermittelt die Tür aufflog, saß das zerzauste Modell delikater Weise auf dem Schoße des küssenden Künstlers, dessen Haare ebenfalls nicht mehr so wohl geordnet wie gewöhnlich an seine schöne Stirne pomadisiert waren. Vielleicht hätte man angesichts dieser brisanten Situation noch irgendwelche glaubhaften Entschuldigungen vorschieben können, allein: Sowohl Maler als auch Muse trugen verräterische Farbflecken an Händen und Wangen und Hälsen. Deren Vorhandensein war zugegebenermaßen im Falle des Künstlers nicht besonders auffällig, an den entsprechenden Körperpartien des Modells jedoch überaus entlarvend.

Sprachlos starrte Thos auf das bunte Durcheinander.

Der Atem Pauls streifte Carlas Hals und sie erschauerte, erregt.

Dann schritt Thos zur Staffelei und warf einen prüfenden Blick auf das halbfertige Portrait. Carla sah seine Kaumuskeln hart arbeiten.

„Heil deiner Kunst, Paul! Hm, was wird es denn? Eine Rindviech? Du sagtest ja, du wolltest von mir zu den Kühen übergehen!“

„Na, das ist ja recht freundlich“, sagte Paul nach einer eisigen Weile, zwischen Entrüstung und (immer noch) Verlegenheit schwankend.

„O ja“, sagte Thos, „das ist sogar sehr freundlich!“

Und ging hinaus. Mit einem lauten Rums verschloss er die Tür.

Die Zähne des Totenschädels klapperten leise.

Die so Gescholtenen und scheinbar Bloßgestellten sahen sich zunächst betroffen an, dann aber fingen sie an zu kichern, zunächst zuckten nur leise die beklecksten Schultern, nein, es wollte nicht gelingen, das Lachen zu unterdrücken und schließlich konnte der aufgestaute Druck nicht anders, als sich in lautem Gelächter Raum zu verschaffen.

Als Paul die Wohnung verlassen hatte und Thos ins Zimmer kam, um seine Vorhaltungen zu machen, konnte Carla einen triumphierenden Glanz in ihren Augen nicht verbergen. Sie schwieg zu allem, was der Bruder ihr in scheinbarer Besorgnis an den Kopf warf.

In den Augen der Familie aber schien sie von diesem Moment an ganz und gar gefährdet zu sein“.

Leider hat Hinz diese Episode nie für eines seiner Werke benutzt. So habe nun ich sie in meine Konfessionen eingefügt.

∞

Die Gräben zwischen uns Geschwistern haben sich mit den Jahren immer mehr vertieft und sich zudem mit dem fauligen Wasser der Entfremdung und des Neides gefüllt.

Damals wie heute opfern Hinz und ich uns auf dem Altar unseres Künstlertums. Er reist durch die Welt und ich zumindest durch das

Deutsche Reich; er verfasst Bücher, die in den Münchener Kreisen für Aufruhr sorgen und Lula so verärgert haben, dass sie heute kein Wort mehr mit ihm spricht.

Durch meine Erscheinung, durch meine auffälligen Toiletten, ja, durch meine ganze Existenz bin ich nach all den Jahren zu einer Gefallenen geworden, meinem Bruder Thos außerordentlich peinlich, wie gern würde er mich verschweigen, ich bin mir dessen ganz gewiss!

Zusätzlich gibt es noch Entfremdungen zwischen Hinz und mir, zwischen Hinz und Thos, zwischen Thos und Lula, zwischen Lula und mir - und Klein-Vicko ist so einfach gestrickt ... wir alle nehmen ihn nicht wirklich ernst.

Die Weichen zu all den Zwistigkeiten begannen sich bereits damals in München zu stellen:

Mit trippelndem Gang kam ein kleiner Mann verdächtig oft zu Besuch: Schwarz und



buschig waren Schopf und Schnurrbart, prall gefüllt sowohl Spitzbäuchlein als auch Bankkonto, hochangesehen sein gesellschaftlicher Status, voluminös sein durch unsere Wohnung tönendes Organ. Selbstverständlich beneidete ich ihn insgeheim darum, denn mein Organ hatte sich trotz des ausdauernden Trainings bei Herrn Schneider nicht wirklich zu vergrößern gedacht.

Der Herr Bankier mit dem Spitznamen Jof also schien meiner Mutter den Hof zu machen, sie benahm sich unmöglich bei seinen Besuchen, Lula und mir wurde regelmäßig übel angesichts ihrer Koketterie.

Der Paukenschlag kam eines Abends beim Essen, wieder war Paul Ehrenberg zu Gast und sowohl er als auch Thos, Lula, Mutter, Vicko und ich, wir alle zerschnitten routiniert unser Kälbchen, löffelten Kraut und Knödel, debattierten, ob man Strauß oder Wagner bevorzugen sollte und Thos pries gerade einmal mehr das Vorspiel des Lohengrin, als sich Lula vernehmlich räusperte:

„Meine Lieben, ich habe Euch etwas mitzuteilen!“

Wahrscheinlich hatte wieder eines der Hausmädchen die Räume nicht sorgfältig genug durchgefeudelt, so dachte ich und war nicht gewillt, ihr mehr als nur ein halbes Ohr zu schenken.

„Jof hat mich ...“

Hatte Jof bei meiner Schwester um die Hand meiner Mutter angehalten? Du liebes bisschen!

„Meine Lieben, Jof hat mich um meine Hand angehalten ...“

Diese Worte verwandelten unsere bis dahin muntere Tischgesellschaft in eine Photographie, so abrupt endeten Bewegungen und Gespräche und alle Farben schienen in schwarz und weiß verblasst.

„Also, Jof hat um meine Hand angehalten und ich habe meine Zustimmung signalisiert!“

Wir schwiegen.

„Ich habe lange überlegt, aber ich glaube, ich tue das Richtige und Notwendige!“

Wir schwiegen.

„Ich kann doch auf Eure Unterstützung rechnen?“

Wir schwiegen.

„Thos, du bist doch hier am Tisch so etwas wie das Familienoberhaupt, solltest du mir nicht gratulieren?“

„Humpf“, war alles, was Thos hervorbringen in der Lage war.

Die Speisen erkalteten.

Nach geschlagenen drei Minuten kamen wir wieder zu uns:

„Dieser kleine Bourgeois soll zu unserer Familie gehören?“

„Lula, das kannst du nicht tun, heirate lieber mich!“

„Ach Paul!“

„Kind, liebst du ihn auch wirklich?“

„Gib diesem Bankier einen Korb!“

„Heirate mich!“

„Humpf!“

Die äußere Form vermag die Menschen immer in scheinbarer Sicherheit zu wiegen, Standesbewusstsein und Etikette werden meiner bescheidenen Meinung nach völlig überbewertet. Nichtsdestotrotz flüchtete meine Schwester ins pragmatisch abgesicherte Bürgertum und die Hochzeit wurde pompös gefeiert, denn eine Lübecker Senatortochter pflegt nun einmal mit Kutsche, Dinner und Aussteuer zu heiraten, mit einer Hochzeitsreise in die Schweiz und einem Schleier so lang und durchsichtig, der dennoch nicht verhüllen konnte, wie Lula bei jeder Berührung ihres Gatten zusammenzucken schien. Oh, ich empfinde Mitleid, wenn ich mir ihre Gefühle bei seiner Begattung vorstelle!

Vermochten eine palastartige Wohnung am Habsburger Platz, exquisite Möbel, kostbare Teppiche und wertvolle Gemälde, blitzendes Porzellan, Silber und Kristall, vermochten

Hausmädchen mit weißen Schürzchen und Häubchen die Peinlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Beischlafs wettzumachen, die Qual seiner leberfleckigen Fettwülste, seines Mundgeruchs, seiner Haarbüschel an den unpassendsten Stellen, seines schätzungsweise kleinen, tropfenden Geschlechts, des Wabbelns seines Bauch- und Gesichtsfetts beim Ergießen?

Ich denke nicht.

So eine Ehe würde für mich nicht in Frage kommen.

Ich wollte kein Schatten sein!

Je schöner ich wurde, desto mehr wuchs auch meine Eitelkeit und umso lieber testete ich meine Wirkung auf die Männer und Bur-schen. Einmal bekam ich auf offener Straße einen Blumenstrauß überreicht, einfach so, die Luft war blau.

„Weil Sie so schön sind!“, rief der edle Spender auf mein erstauntes Nachfragen hin. Zwar verbot mir die Schicklichkeit, dieses

Geschenk anzunehmen, aber ich fand den Mann nun einmal auch so wunderschön und schneidig und so nahm ich die Blumen.

Auf meinem ersten Ball tanzte ich nur mit Baronen, vier Bouquets habe ich überreicht bekommen!

Ich machte ausgiebig Gebrauch davon, den einen oder anderen Verehrer gnadenlos abzuservieren, das muss ich gestehen, damals war ich dazu noch in der Lage. Wie sich die Dinge ändern!

Ich hätte eine Baroness sein können!

Derweil hatte ich mir bei Herrn Schneider ein beeindruckendes Repertoire erarbeitet, viele klassische Rollen einstudiert. Am liebsten war mir die Hero aus „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und ich sehnte den Tag herbei, sie zum ersten Mal auf der Bühne zu geben. Ein herrliches Stück Literatur!

Vor Freunden und Familienmitgliedern vermochte ich aber immer noch nicht zu de-

klamieren. So ließ ich es bleiben. Wozu mich quälen?

Was mein Vater wohl zu mir sagen würde? Einst, in Lübeck, hat er eine bekannte Sängerin nicht in sein Haus gelassen, eine vom Theater käme ihm nicht über die Schwelle, so soll er gerufen haben.

Nun gut, er war längst tot.

Ein relativ unerfreulicher Begleitumstand dieser Tatsache war der von ihm eingesetzte gesetzliche Vormund in Lübeck, ein Sohn von Papas Halbbruder, Paul Alfred gerufen. Beflügelt von dem Traum, meine Karriere an den größten und besten Häusern zu beginnen (Berlin! Wien!- Wien! Berlin!) konnte ich es kaum erwarten, endlich volljährig zu werden und P. Alfred, wie wir ihn nannten, um die Auszahlung meines angesammelten kleinen Vermögens zu bitten. Eine Schauspielerin hatte selbst für ihre Garderoben zu sorgen und so brauchte ich dieses Geld (es war wenig genug) sehr dringend.

Den größten Anteil bekäme ich erst bei meiner Hochzeit als Mitgift ausgezahlt, so hatte Papa in seinem Testament verfügt. Und von der eigentlichen Erbschaft nur die Zinsen ...

Man möge mir mein Abgleiten in finanzielle Erwägungen verzeihen, mir selbst stoßen diese Sätze äußerst bitter auf und ich kann diese Passagen nur zitternd zu Papier bringen, meine Feder sträubt sich durchaus und Tintenfontänen spritzen über die Bögen.

Denn hier und jetzt, in Polling im Juli 1910, während ich dies notiere, warte ich wieder auf ein zustimmendes Schreiben des gesetzlichen Vermögensverwalters P. Alfred Mann. Ich brauche meine Erbschaft, ich muss das Geld haben, ich muss! Mein Leben hängt von diesen 40.000 Mark ab, auch wenn ich einst gedacht habe, viel mehr wert zu sein. Es ist mein Geld, doch hat Papa einst nur die Auszahlung der Zinsen verfügt, so wenig hat er Mutter und uns getraut.



Ich darf nicht daran denken, sonst werde ich hysterisch und in diesem Falle würde es mir nicht möglich sein, diese Aufzeichnungen fortzuführen.

∞

Zurück in die Vergangenheit, zurück, zurück, nach München ins Jahre 1902:

Am 23. September diesen Jahres wurde ich volljährig, endlich! Meine Geburtstagsfeier war zugleich meine Abschiedsfeier von München, denn ich hatte – durch die Vermittlung von Herrn Schneider – ein Engagement als „Sentimentale“ in Zittau erhalten. Sonderlich begeistert war ich nicht, das kann man sich vorstellen: Provinz – Schmiere - einmal Klitsche, immer Klitsche, so dachte ich und erklärte dies auch Herrn Schneider.

Er zwinkerte:

„Fräulein Mann, Sie müssen dieses Engagement annehmen! Sie können dort viel lernen, als Künstlerin wachsen und reifen und wer

weiß, womöglich kann Zittau für sie das Sprungbrett zu einer größeren Bühne sein. Die meisten haben klein angefangen!“

Aber ich wollte groß anfangen!

Thos schimpfte mit mir:

„Keinerlei Rolle wird dir garantiert, Fahrtkosten werden nicht erstattet und über den Spielplan ist nichts herauszufinden. Dafür bist du, branchenüblich, äußerst leicht zu kündigen, sogar im Krankheitsfall, und hast überdies auch noch eine sogenannte Probenzeit zu überstehen. Das alles gekrönt von einer lächerlich geringen Bezahlung. Bist du wahnsinnig?“

Ich unterschrieb.

Es ging um die Kunst und um sonst gar nichts.

„An manchen Theatern gelten exquisite Toiletten mehr als großes Talent“, hatte Herr Schneider mich informiert. Da war es ratsam, auf Nummer sicher zu gehen und natürlich bereitete es mir ein ungeheures Vergnügen,

meinen eigenen Fundus zusammenzustellen: Hüte, Schleier, Bänder, künstlichen Blumenschmuck, Handschuhe, Mäntel, Umhänge, Schuhe in alle erdenkbaren Variationen, Kragen, Fächer, Strümpfe, Gürtel, alles in mehrfacher Ausführung - und auf eigene Kosten. Mein Budget schrumpfte merklich und die Spielzeit hatte noch nicht einmal begonnen!

Hinzu kamen die historischen Toiletten: Sandalen, Spangen, griechische Tuniken, Rokokokostüme, Biedermeierkleider, spanische Haarkämme und so weiter und so fort.

Entsetzlich. Aber schick.

Angesichts der Körbe und Kisten in meinem Zimmer fühlte ich ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Die Furcht vor einem neuen Kapitel in meinem Leben paarte sich dort mit der Verheißung von etwas möglicherweise Schönerem und Aufregenderem zu einem schmerzenden Pas-de-deux in meinen Gedärmen.

All so: Ein neuer Lebensabschnitt würde beginnen.

Ich ließ mir meine Wehmut nicht anmerken und bei meiner Abschiedsfeier verkündete ich großspurig, selbstverständlich handele es sich bei Zittau um eine Schmiere, aber sei es nicht überaus intelligent, an so einem Hause sein Rüstzeug zu erwerben?

„Humpf!“, machte Thos.

Als alle gegangen waren, fühlte ich mich ganz verzagt.

Was ich nie im Leben zugegeben hätte.

Auch Nathanael hatte ich sorgfältig verpackt.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)